

V.

A. Das Auge und das Erkennen

In einer Festschrift zu Ehren des Wissenschaftlers und Philosophen Heinz von Foerster beginnt Ernst von Glasersfeld sein Essay mit der Feststellung, dass wir im Deutschen etwas naiv dazu neigen, unter „Erkenntnis“ eine Art „Entdecken“ zu verstehen, also das Erkennen von Dingen, *„so wie sie an sich sind, als hätte eben jene Tätigkeit des Erkennens keinen Einfluss auf die Beschaffenheit des Erkannten.“*

Dazu führt er zwei philosophische Strömungen an:

Die Relativistische, die von Protagoras' Homo-Mensura-Satz ausgeht, in dem durch das System Mensch die Existenz und Beschaffenheit der Dinge bestimmt wird:

„Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, dass sie sind, und der nichtseienden, dass sie nicht sind.“¹

In der abendländischen Tradition hingegen dominiert die Ansicht, dass zunächst ein Objekt real, also unabhängig vom menschlichen Subjekt, da sein müsse, um von diesem wahrgenommen und in Abbilder übersetzt werden zu können, also dass *„die Wahrnehmung etwas Wahrnehmbares voraussetze“²*

Aus letzterer Sichtweise bildet sich die Kategorisierung einer sensorisch-interpretativ erfassbaren Erlebenswelt und einer nicht erfassbaren, absoluten, realen Welt ab. Der irische Empirist George Berkeley (1685-1753) hält diese Trennung für einen Widerspruch, da Ideen nicht mit dem vergleichbar seien, was sie repräsentieren sollen. Sein Grundgedanke *„Sein heißt Wahrgenommen werden (oder Wahrnehmen)“* (*esse est percipi (vel percipere)*) ist eine These für die eine einzige Welt von wahrgenommenen und wahrnehmenden Subjekten. Er bezeichnet diese als wahrzunehmende „ideas“ und wahrnehmende „spirits“. Als Theologe liegt für ihn die Welt in Gott, durch dessen Geist, bzw. unsere Seele, wir an Ideen teilhaben können. Ein grundsätzlich wahrnehmbares Subjekt ist demnach, als Idee, Teil der Welt, auch, wenn es bei Zeiten nicht von anderen Subjekten wahrgenommen wird oder noch nie wurde. Während die Skeptiker Berkeleys Ansatz als *„unangreifbare Stellung“* bezogen, in der die Unmöglichkeit von sicherem Wissen von der Welt nicht anzweifelbar war, stellte sich Berkeley selbst gegen die unvernunftmäßige Verfechtung von Wissensunsicherheit durch den Skeptizismus: Den wahrzunehmenden Ideen („ideas“) würde hierin eine Zweischichtigkeit unterstellt, da sie zum einen eine durch Verstand begreifbare Existenz, zum anderen eine wirkliche Existenz jenseits der Erfassungsmöglichkeit des Verstandes zugeschrieben bekämen.

“This, which I think I have shown to be a most groundless and absurd notion, is the very root of scepticism: as long as men thought that real things existed outside the mind, and that their knowledge was real only to the extent that it conformed to real things, it followed that they could not be certain that they had any real knowledge at all. For how can it be known that the things that are perceived conform to those that are not perceived, that is, which exist outside the mind?”

- George Berkeley: „Principles of Human Knowledge“ S. 86

Berkeley argumentiert also, dass eine Übereinstimmung zwischen wahrnehmbaren Dingen mit nicht wahrnehmbaren Dingen gar nicht gewusst werden könne. Damit hebt er die These von der Dualität einer nicht wahrnehmbaren „Wahren Welt“ und einer davon abhängigen, wahrgenommenen „Scheinwelt“ auf.

V. Betrachten aus moderner Sicht

Zwar sahen Zeitgenossen wie David Hume den epistemologischen Idealismus Berkeleys als Skeptizismus an, weil er eine materiale Dingwelt leugnete und alle Realität dem Verstand (gr. *vouo*) überantworten wollte.

Bei Hume, der Immanuel Kant aus seinem „dogmatischen Schlummer“ wecken würde, stellte sich später jedoch die Ansicht heraus, „dass die strenge Alternative von naivem Fürwahrhalten und totalem Zweifel in eine Sackgasse führt.“³

Sowohl die Skeptiker als auch Berkeleys Empirismus waren in ihren Ideen stark mit der Aufklärung verbunden. In jedem Falle sollte Wissen, ob nun als wahres oder illusorisches, durch die Vernunft in anwendbarer Form hervorgebracht werden - in dem Sinne, dass es uns befähigt, gemäß unserer Ziele zu handeln.

In seiner „Kritik der reinen Vernunft“ schreibt Kant von der *conjunctio*, einer rein verstandesmäßigen Leistung, die nötig ist, um z.B. sensorische Wahrnehmungen mit und zu Objekten zu verbinden, Objekte zu Systemen, Begriffe zu Begriffssystemen usw. Soweit ich Glasersfelds Darlegungen verstehe, wird damit für Kant die Welt nicht vom Auge wahrgenommen, sondern vom Verstand konstruiert. So handelt es sich bei der Idee des „Ding an sich“ ebenfalls nur um ein Konstrukt, das erst mittels „unserer Verbindungsbegriffe konstruiert“ wird, um dann in unser (ebenfalls konstruiertes) System einer „Realität jenseits unserer Erlebenswelt“ konjugiert wird.

Ich will diesen Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und verstandesmäßiger Konstruktion mit einem Beispiel veranschaulichen:

.1



Die Abbildung zeigt zwei identische Formen. Durch extremes Schielen wird man vier Formen erkennen können, da das rechte Auge nun links der Formen, das linke Auge rechts der Formen ihren Fokus hat. Entspannt man die Schielbewegung langsam und kontrolliert, kann man sich die vier Formen als drei erscheinen lassen, wobei die mittlere farblich stark, die an den Seiten blasser wahrgenommen werden. Einen Einfluss auf unser Konstrukt von *zwei gleiche Formen/Horusaugen auf Papier* wird dies nicht haben, nur auf unser Wissen um die Evozierbarkeit und das Funktionieren optischer Effekte, und wir werden es in dieser Form als „realistisches“, weil allgemein anwendbares und zu Handlungen befähigendes Wissen begreifen.

Weiter noch schreibt Glasersfeld, auch die Wahrnehmung sei nicht so einfach auf einen halbautomatisch funktionierenden Apparat für Informationsaufnahme reduzierbar, der quasi dem Verstand vorgelagert ist und diesem Baumaterial anbietet. So wird das aufgabenspezifisch vorgefertigte System „Augen“ zwar dorthin ausgerichtet und fokussiert, wo eine Person etwas sehen will, die Udjats vorhin z.B., da ihre Betrachtung zur

Veranschaulichung nötig war. Die Person aber kann ihre Aufmerksamkeit, ohne den Augapfel zu bewegen, an den äußeren Rand des Blickfeldes konzentrieren, also im oberen Beispiel nicht auf die beiden Formen in der Blickfeldmitte, sondern z.B. die Form der Textabschnitte darüber/darunter. Am Eintritt des Lichtes und den folgenden optischen Reiz ändert sich nichts, aber der Gegenstand der Beobachtung ist nun ein anderer. Diese „Selbstorganisation der Wahrnehmung“ formuliert Heinz von Foerster als „Prinzip der undifferenzierten Codierung“:

„Die Reaktion einer Nervenzelle meldet nicht den physischen Charakter der Dinge, die die Reaktion verursacht haben. Gemeldet wird nur ‚wieviel‘ an dieser Stelle meines Körpers, aber nicht ‚was‘.“

[Heinz von Foerster, „On constructing a reality“, S. 38 In: F.E. Preiser, (Hg.), *Environmental design research*, Bd. 2, Stroudsburg: Dowden, Hutchinson & Ross, 1973]

B. Das Beobachten als Operation bei Luhmann

Die Suche nach Erkenntnis vollzieht sich durch Beobachtung dessen, wo das zu Erkennende vermutet wird. In obigen Abschnitt habe ich einige verschiedene theoretische Positionen erwähnt, von denen solche Erkenntnis suchende Beobachtung in divergierenden Formen ausgeht. Zwischen und innerhalb dieser Positionen werden von einzelnen Beobachtern Konflikte geführt, nämlich über die Resultate und in der Folge auch über die jeweilige Vorgehensart der Erkenntnissuche. Der Konflikt über Beschaffenheit und Erkennbarkeit setzt ein gemeinsames Diskussionsobjekt voraus, vor dem sich die Teilnehmer befinden und von allen diesen als „gemeinsam“ empfunden wird.

In München sehen wir die Alpen im Süden, für die Venezianer sind die Alpen im Norden, aber für alle geht es um das gleiche mitteleuropäische Gebirge. Für einen erwachsenen Bayern ist ein Bier schmackhaft, für ein Kind dasselbe bäh. In ostasiatischen Schulatlanten wird Amerika meistens rechts, in europäischen links auf der planen Weltkarte dargestellt.

Jenes Objekt der Beobachtung oder das gemeinsame Ziel der allgemeinen Erkenntnissuche lässt sich nicht so einfach in einem Begriff formulieren, auch wenn „Welt“ (als Objekt) oder „Wahrheit“ (als Ziel) recht gebräuchlich sind. Denken wir uns ein Modell von der Beobachtung um Erkenntnis wegen: Setzen wir zunächst Subjekte ein, die strukturell verschieden und unterschiedlich positioniert auf ein gemeinsames Objekt schauen. Das Objekt ist die Welt, in der die Wahrheit vermutet wird. Aber wie ließe sich nun das Geschehen des Konfliktes darstellen? Die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt, Auge und Bild, erscheint schnell hinfällig, wenn man jedem Auge einen individuellen Blickvektor unterstellt. Man hat damit ein dynamisches System aus gegenseitig aufeinander gerichteten Augen, die alle gleichzeitig die Rolle von Subjekt und Objekt haben können.

Niklas Luhmann setzt in seinem Beitrag „Wie lassen sich latente Strukturen Beobachten?“⁴ zunächst das Modell von einer zur Einheit verkürzten Mehrheit an Subjekten, die mit „parallelgerichteten Blicken dieselbe Welt beobachten“⁵; also noch ohne den von mir erwähnten Konflikt. Wozu auch die Intersubjektivität, wozu der Streit? Wegen dem Zweifel am Offensichtlichen, der Möglichkeit des Irrtums, also „um die Wahrheit herauszufinden“⁵.

Weil es nicht nur ums Anschauen eines offenbaren Objektes geht, sondern um das Suchen von in ihm verortetem Verborgenen. Erinnern wir uns an die „Ikone Gottes“ aus Cusanus' „De Visione Dei“ (siehe oben Kap. III.B.1 S.39-42 Abb.5): Ein zweifelnder Betrachter des Bilds zieht einen anderen Bruder heran, damit sich dieser zeitgleich das Bild ansieht und zudem in eine entgegen gesetzte Richtung bewegt, „...; and he will ask the other as they meet if the gaze of the icon turn continuously with him; he will hear, that it doth move in a contrary direction, even as with himself, and he will believe him. But, had he not believed him, he could not have conceived this to be possible.“⁵

V. Betrachten aus moderner Sicht

Nicht nur also, „dass einige der Subjekte sich irren“⁶ könnten, auch man selbst unterstellt sich Fehlerhaftigkeit, und zwar aufgrund der Singularität der eigenen Perspektive. Und aufgrund der durch Erleben bestätigten Annahme, dass andere Subjekte mit einem selbst wesensmäßig größtenteils übereinstimmen, wird der Richtigkeit ihrer Beobachtungen ein gewisses Vertrauen entgegengebracht. Also kann und muss die Suche nach Wahrheit diskursiv, der Prozess des Beobachtens intersubjektiv unternommen werden. Die Erkenntnisse anderer können wie die eigenen in die persönliche Suche nach Wahrheit integriert werden.

Luhmann begründet die Notwendigkeit der Intersubjektivität für die Wahrheitssuche gemäß der platonischen Lehre „trau keiner Theorie und hab Geduld mit anderen“ gemäß dem „Theaitetos“. Denn hätte man kein Recht festzustellen, dass von anderen festgestellte Wahrheit unwahr ist, wäre auch der fundamentale Satz Protagoras', dass der Mensch das Maß aller Dinge ist, unentscheidbar gewesen.

In dieser Subjekt-Subjekt Beziehung ist die Frage des beobachtenden Subjektes nicht:

„**Was**“ ist oder „**Was**“ beobachtet das andere (beobachtete) Subjekt, sondern „**Wie**“ tut es dies. Der Autor und der Leser dieses Textes beispielsweise befinden sich in einer solchen Beziehung: Den Leser interessiert weder, wer der Autor ist, noch was „Das sehende und gesehene Auge“ ist. Er will wissen, wie der Autor das Thema „Das sehende und gesehene Auge“ beobachtet hat.

Dieses Verhältnis nennt Luhmann die „Beobachtung zweiter Ordnung“. Ein Beobachter zweiter Ordnung ist auch der Mönch, der sich der Allsichtigkeit der Ikone vergewissern will und einen Bruder zu Rate zieht: Er sieht den anderen Mönch seinen Weg kreuzen, das Objekt betrachten, fragt ihn, wie er das Bild sieht, vernimmt seine Antwort, kurzum: Er beobachtet, **wie** der andere Bruder beobachtet.

Liklas Luhmanns Systemtheorie arbeitet mit diesem Begriffssystem der Beobachtungsebenen. Es ist nicht schwer und sogar nahe liegend, weitere Ebenen zu denken: Ein Beobachter (dritter Ordnung) des Mönches, der seinen Bruder beim Beobachten (erster Ordnung) des Bildes (in zweiter Ordnung) beobachtet; vielleicht um zu erkennen, wie der Mönch sich seiner vorangehenden Beobachtung (erster Ordnung) des Bildes vergewissert. Eine solche numerische Bezeichnung lässt das System auf den ersten Blick hierarchisch erscheinen; ein sehendes Auge, das von oben von einem anderen gesehen wird, usw. Zumal sind die jeweils numerisch höheren Beobachtungen ja von den unteren abhängig: Lässt der (zu Rate gezogene) Bruder vom Bild als Beobachtungsobjekt ab, kann sich der (zu Rate ziehende) Mönch nicht mehr an dessen Beispiel vergewissern, und so kann auch ein Dritter den Akt der Vergewisserung nicht mehr beobachten. Warum das System dennoch, oder vielmehr gleichzeitig an sich nicht hierarchisch ist, erklärt sich besser, wenn man sich die Beobachtung als Operation im Luhmannschen Sinne vor Augen führt, wie ich es nachfolgend tue. Eine Beobachtung jedweder Ordnung ist immer auch eine Beobachtung erster oder anderer Ordnung. Ist doch die Vergewisserung des einen am anderen Mönch an sich als Objekt auffassbar.

Ein Beobachter nimmt zunächst eine Bezeichnung vor, dessen nämlich, was er beobachtet, z.B. ein Bild. Er markiert es, indem er es beobachtet. Mit dieser Bezeichnung geht also gleichsam eine Unterscheidung einher, da ja das markierte Objekt von anderen, nicht-markierten unterschieden wird. Der Mönch beobachtet das Bild, und nichts anderes. Also das Bild im Unterschied zu allem anderen - einschließlich dem Mönch selbst - denn „*Alles Beobachten ist das Einsetzen einer Unterscheidung in einen unmarkiert bleibenden Raum, aus dem heraus der Beobachter das Unterscheiden vollzieht.*“⁷

Die Operation der Unterscheidung unterliegt allem Beobachten. So muss ein Kühlschrank kühl und kalt unterscheiden, um seine Temperatur zu regulieren, eine Amöbe zwischen sich-selbst und nicht-sich-selbst unterscheiden können, damit sie sich nicht selbst frisst usw.⁸ Das Beobachten ist also eine Operation mit zwei Komponenten: Unterscheidung und Bezeichnung. Diese sind weder verschmolzen noch voneinander trennbar, denn durch die Bezeichnung von etwas als beobachtet wird gleichzeitig etwas Nichtbeobachtetes indiziert,

also eine Unterscheidung gesetzt. Mit diesen Gedanken ist auch der Begriff der Form immanent, durch die sich das Nichtbezeichnete am Rand des Bezeichneten konturiert: Yin, und nicht Yang! München, nicht Düsseldorf! Staatsexamen, nicht B./M.A.! Homo, nicht hetero! Dieses, und kein anderes Bier! Indem das Beobachtete auf der positiven Seite bezeichnet wird, denn es ist ja gemeint, wird unumgänglicherweise die Existenz der Negativseite realisiert. Somit ist „die Form, die Differenz von Innen und Außen, [...] immer gleichzeitig da.“⁹

Ich habe soeben das Wort realisiert gebraucht; anhand der hier nur kurz angeschnittenen Grundzüge von Luhmanns Denksystem wird ersichtlich, warum dieses nicht zu Unrecht als dem Konstruktivismus nahe gesehen wird. Dadurch nämlich, dass und wie eine Unterscheidung in einen „unmarkierten Raum“ gesetzt wird, wird immer auch eine „bestimmte Realität aktualisiert“¹⁰: „Ein Ikonenbild, nicht ein Porträt“ im Gegensatz zu: „Das Bild der allsehenden Ikone Gottes, nicht ein gewöhnliches Ikonenbild“. Die so eingesetzte Realität richtet sich an der Unterscheidung, welche wiederum vom Beobachter getroffen wird. Von einer nicht erfassbaren, objektiven Realität-an-sich hinter einer subjektiv zu konstruierenden Lebenswelt ist jedoch nicht die Rede. Es geht um die Tautologie, dass etwas Beobachtetes beobachtet und etwas Nichtbeobachtetes nicht beobachtet wird. Ein Beobachter, der versucht, etwas nicht zu beobachten, wird im Erfolgsfalle nichts zu sehen bekommen, wie es z.B. im Bemühen der Zen-Buddhisten steht⁸. Will er aber etwas zum Zwecke der Erkenntnis beobachten, wird er sich um saubere Unterscheidungen bemühen, um Realität zufrieden stellend, d.h. seiner Vorstellung von Wahrheitssuche entsprechend, aktualisieren zu können. Die Möglichkeiten, Unterscheidungen zu setzen und dadurch entsprechende Realität(en?) zu aktualisieren sind unbeschreiblich groß. Was aber, wenn es etwas gibt, das nicht beobachtet werden kann?

Wir nähern uns dessen, was Luhmann als „blinden Fleck“¹¹ aufführt: Nun hat jede Unterscheidung zwei Seiten: Die gemeinte und die negativ bezeichnete. Die Unterscheidung selbst kommt aber auf keiner der beiden vor. Um eine Unterscheidung zu beobachten, wird man diese auch bezeichnen und von einer anderen Unterscheidung unterscheiden müssen, wie einige Zeilen zuvor am Ikonenbeispiel gezeigt. Oder: Die Unterscheidung im Gegensatz zur Nichtunterscheidung. Damit steht der Beobachter aber wieder am Punkt der Unterscheidung. Die Unterscheidung also kann sich nicht in sich selbst enthalten. Der Beobachter, als die Unterscheidung setzend, wird deswegen bei Serres sogar zum „Parasit seines Beobachtens“¹¹. Obwohl er sich durch das Einsetzen einer Unterscheidung verrät - denn er setzt sich im Unterschied zum Ziel seiner Aufmerksamkeit, aktualisiert Realität, markiert sich damit - ist er das „Nicht-Beobachtbare“, er „rauscht geräuschlos“¹¹.

Nachwort

In vorliegender Arbeit habe ich Inhalte zusammengetragen und kommentiert, die ich zunächst aus meinen bestehenden kunsthistorischen Interessensgebieten wählte, da ich die Geschichte des Auges als Motiv in mediterranen Religionen und bestimmten Formen von Kunst untersuchen wollte. Die Idee war, einen Bogen vom zerstörten Auge des Horus zum Schnitt durch das Auge der Gala im surrealistischen Film "Un Chien andalou" des Jahres 1928 zu spannen.

Nach einigen Anregungen von Stephan Dilemuth in gesellschaftskritischer Richtung und mit der philosophischen Lektüre der genannten Festschrift für Heinz von Foerster wurde mir jedoch klar, dass ich mit dem Thema "Das Sehende und Gesehene Auge" viele andere, vielleicht treffendere und auf jeden Fall unerwartetere Bauteile zu einer Arbeit verbinden könnte, durch die sie über eine reine Motivgeschichte hinauskäme. Den Begriff des Auges als „Wünschelrute“ benutzend entschied ich mich also, mir aus einem möglichst divergierendem, aber dennoch sinnvolle Verkettung ermöglichendem Ideenspektrum punktuelle Einblicke zu verschaffen. Hiermit habe ich den Versuch, diesen, in ihrer Verschiedenheit hoffentlich erbaulichen Inhalten, durch einen thematischen Zusammenhang eine schlüssige Form zu geben, niedergelegt.

Es sei noch gesagt: Das Auge ist nicht mein Thema an sich. Es ist ein Knotenpunkt meines Gedankennetzwerks, ein Weg-Punkt und Ziel meiner Suche. Aber in diesen Rollen ist es selbst unsichtbar, ungreifbar, nicht manifest.

Luhmann würde vielleicht sagen, es sei einer der blinden Flecken, die meine Realität bedingen. Nach Cusanus wäre es das Absolute, das in allem und ohne das nichts ist. Für Berkeley könnte es der Vergleich sein, der den Raum zwischen Ideen und Geistern füllt. Höchste Erfüllung der Puritaner wird es sein, ohne diese menschlich-irdische Bedingung zu sein und mit totaler Sicht zu schauen. Für die Ägypter war es letztlich auch ein Inbegriff von Seinsbestätigung, das beschützende und zu beschützende, Leben und Auferstehung, Zeichen oder Zahl, je nach Kontext, in den es gesetzt wurde, aber an sich weder Gott noch Mensch noch Ding, obwohl es das alles sein konnte und sich gleichsam einer einzig wahren Antwort auf die Frage "was?" entzog.

Es ist dort verortet, wo ich selbst bin, und damit für mich selbst unsichtbar. Auch der Umstand, dass ich selbst Beobachter meiner selbst oder dessen, wie ich Welt realisiere, bin, ein "Beobachter zweiter Ordnung" sozusagen, löst das Problem nicht. Das Auge lässt sich nicht abschütteln. Ich nehme die Welt in einer Richtung wahr, und was sich nicht, ob beabsichtigt oder zufällig, in meinem Blickfeld befindet, davon weiß ich nichts, kann ich nichts wissen. Man kann, und damit greife ich wieder auf Luhmanns Beobachtung einer Beobachtung Heinz von Foersterns zurück, nicht sehen, dass man nicht sieht, was man nicht sieht.¹

Doch auch äußere Hilfe wehrt das Auge wie routiniert ab, es liegt in seinem Wesen: Ob ich es bin oder andere, die meinen Umgang mit mir und der Welt beobachten und ihre Erkenntnisse mitteilen, ohne das Auge habe ich keinen Zugang zu solchen Informationen, an ihm bricht sich alles, was ich erkennen will. Denn auch in „dritter Ordnung“ tut das Auge treu, aber eben unverzichtbar seinen Dienst.

Wenn ich künstlerisch arbeite, spielen sich Scheitern und Erfolg, die immer im Paar eintreten, in jeder Phase der Beschäftigung mit dem Werk am Auge ab. Von der ersten Idee ab existiert und entsteht das Bild durch es, weder mein Tod noch die Vernichtung der Arbeit könnten es auslöschen. Denn es ist nicht unbedingt in Öl oder DV-Schnitt, sondern vielmehr als Idee realisiert und als Erinnerung auf ewig realisierbar.